
Wer wir sind, sprechen wir deutsch

Ulrike Draesner

Fragt man einen Schriftsteller, was uns eint, denkt er über Sprache nach – und kommt nicht weiter. Eine Sprache soll und will nichts tun müssen, und tatsächlich eint sie uns nicht, sondern macht uns. Einschließlich unserer Möglichkeiten zu Uneinigkeit, Streit und Differenz. Schaut man dann allerdings weit genug in die Ferne, etwa nach China, hat man doch ein Einungsgefühl (in der Kehle). Unsere Zunge, Stimme und Brust sind in jedem Sinn, metaphorisch und konkret, von unserer Sprache bestimmt. Bereits der Embryo im Mutterleib stellt sich auf ihre Laute ein, Organe wachsen im Widerspiel mit dem Ohr. Ein Stück Selbstgefühl und Identität, schon hier werden sie verankert; später, in Metaphern und Redewendungen, in sprachlichen Riten und Gewohnheiten werden sie weiter aufgebaut.

Frei nach Heinrich von Kleists trefflicher Beobachtung „über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ geht es im Folgenden, geschult an Gertrude Steins Überlegungen zu sprachlicher Identität, um ein Stück Denken im Schreiben. Es wird von den Unterschieden der einen Sprache „Deutsch“ zu reden sein, die uns zu einen scheint, wenn wir dieses „uns“ – tautologisch – als „alle Deutschsprecher“ verstehen. Doch schon hier beginnen die Fragen. Sind „uns“ vielleicht nur alle Muttersprachler Deutsch, wo auch immer sie leben, also ein virtuelles, in Tüpfeln und Flecken über die Welt verteiltes Gebilde? Oder nennen wir „uns“ jene, die in den Staaten Österreich, Schweiz und Deutschland deutsch sprechen – immerhin „eine“ Sprache, die jedoch, wie wir wissen, in den einzel-

nen Mündern, im Übrigen unabhängig von Staatsgrenzen, sehr unterschiedlich klingt.

Ein Sonderfall von Sprache ist geschriebene Literatur, die ihrerseits Sprache pflegt, widerborstet, dehnt etc., sprich: zu ihrem eigentlichen Ausdrucksmittel macht. Durch einen Blick auf sie dürfen wir zu Recht erwarten, im Labyrinth der einen Sprache Deutsch, die als *langue*, als „das Deutsche“ Abstraktum bleiben muss, um andererseits als *parole* – gesprochen, benutzt – unübersehbar vielfältig immer wieder neu zu entstehen, in diesem geschichteten wilden Haufen, in den zudem die Sprachhistorie ihre Farben mischt, mehr über eben jene Eigenheiten, Verbindungen und Unterschiede zu erkennen, die das Medium „deutsch“ als unsere Sprache – und das bedeutet: als Matrix unserer wahrgenommenen und gelebten Welt – schafft, um doch jeden von uns aus dem Grund dieses Nährbodens in seiner so eigen-tümlichen Farbe erscheinen zu lassen.

Über Unterschiede: Wie Wörter sich bewegen

In Deutschland wurde nach 1945 so erzählt, dass jeder Deutsche sich jeden Augenblick bewusst machte, dass alles kaputt war, erneut kaputtgehen konnte, und dass man selbst die Schuld daran trug bzw. trägt, weil, hätte man es anders erzählt, der kleine Aufbau des Inneren, den man eben wieder begonnen hatte, der heimlich begonnen worden war, sofort wieder eingerissen worden wäre, indem von außen bedrohend gesagt worden wäre, was man lieber vorneweg gleich selbst sagte und sagt: eben dass jeder Augenblick Schuld lebt, dass man weiß, was passiert ist, dass man jeden Augenblick an Geschichte denkt und nie „einfach deutsch“ ist, zumindest nicht mehr. Um dies sagen zu können und nicht gesagt zu kriegen, was gesagt sein soll, weil sonst ineinander stürzen: das eigene Innen, das,

was man selbst hat, was in diesem Fall aber lange Zeit nichts anderes war als eben jenes, was man sagen sollte, und das Außen, was man ebenso wenig hat, weil es uns ja seinerseits im Griff hält. Vor diesem Ineinanderstürzen hat man Angst, denn es ähnelt dem, wovon gesagt wird, dass es passiert. Man war lange Zeit nichts als Echopuppe und jetzt ist man es wieder, aber darf so tun, als sage man selbst, was man sagt, indem man nicht sagt, was abweicht. So ging es lange.

Sprachliche Identität nach 1945 in Deutschland

Ein Innenraum, der solcherart entsteht, ist halb verboten, halb geschützt; er ist etwas, das man nicht sehen kann, weil man blind dafür ist, denn man schaut nach außen und sagt, was zu sagen erwartet wird; und im Innenraum steckt, was man nicht sagen kann. Die Wörter, die zu dem gehören, was man nicht wirklich sagen kann, hört man, ohne dass sie gesagt werden. Wir lesen sie „zwischen den Zeilen“. Eben dies gehört dazu. Es zeigt jenen Innenraum, eine Echokammer, an die jeder, der als Deutscher aufwächst, angeschlossen wird.

So war es das letzte Jahrhundert hindurch, so lief die Großeltern-Enkel-Geschichte, aber jetzt ändert es sich. Eine Großeltern-Enkel-Klammer umschließt fast ein Jahrhundert, und noch immer gibt es heute Großväter, die vom Krieg erzählen. Aber sie waren damals Kinder; Täter im alten Sinn waren sie nicht. Weil die Klammer sich nun also lockert, ändert sich der innere Raum des Schweigens und Hörens sowie der Versuche, etwas über sich selbst zu sagen – und was von außen gesagt wird, wirkt nicht mehr so stark. Es ist noch stark, aber man kann von anderem sprechen, was innen vielleicht da war, obwohl man es nicht sah, weil es nicht sagbar war, von außen, um das In-

neren, das sich nach '45 neu bilden musste, nicht zu zerstören. Die Wörter hierzu fallen uns mühsamer ein – Wörter wie „Land“, „Heimat“ oder „Nation“ –, denn man musste so tun, als sei all dies noch da, während es in seinem alten Sinn wirklich nicht da war, keinesfalls; und was es neu sein sollte, ließ sich nicht finden, denn es war von außen schon gesagt, und man wiederholte es, und wuchs dann tatsächlich danach.

Was erzählt wird, unterscheidet sich danach, wo und wie Druck auf Wörter gemacht wird, sagt Gertrude Stein. Der Gedanke trägt weit. Wir erzeugen Druck an den zahlreichen Nahtstellen zwischen innen und außen, zwischen wir und ihr; dort also etwa, wo wir phantasieren, wie wir uns selbst sagen müssen-sollen-können vor den Ohren der anderen. Zum anderen wuchs der Druck in den Versuchen, jenen Innenraum zu betrachten, der verformt ist wie eine Gebäude-Skulptur von Frank Gehry, wie ein Fischaugenbild. In den Texten Reinhard Jirgls kann man diesen Druck bis in das Schriftbild hinein beobachten; in Christian Krachts *Faserland* sieht man im scheinbaren Faseln der Sprache das Vakuum im Inneren des nach außen gerichteten Selbst-Raumes eines Nicht-Bezeichnungs-Landes. Und eine Konsequenz: die wichtigsten Bücher, das heißt, die als wichtigsten angesehenen, waren immer Deutschlandbücher, solche, die von Innen und Außen sprachen.

Sprachliche Identität nach 1945 in Österreich

Ganz anders die österreichische Literatur. Dort war man stets drin und blieb drin sitzen, denn drin war, wo man sich heimisch fühlte und was man beherrschte, es hieß K-und-K, wo alles Draußen als „Dringen“ galt, und als es wegfiel, und man im „Deutschen Reich“ steckte, schien es umso wichtiger, auf dem „Drin“ zu beharren, und später

auch, nur mit einem anderen Vorzeichen. Daher werden hier literarische Wörter am liebsten so in Bewegung gesetzt, dass sie um dieses Drin kreiseln. Man sieht das bei Thomas Bernhard, aber auch bei Elfriede Jelinek, selbst bei Marlene Streeruwitz oder Franzobel, denn alle österreichischen Autoren, die Kraft haben, stecken diese Kraft in Wiederholung und das „Drin“. Friederike Mayröcker ist auch ein Fall dieses „Drin“, aber anders. Bei ihr heißt es nicht Österreich, sondern „die Literatur“. Andere Autoren simulieren das Drinsein, und die Simulation des Drinseins ist eine österreichische Geste geworden, weswegen jedes Schimpfen auf das Drin als bekanntlich simuliertes Drin immer schon komisch ist, weil ein Popanz aufgebaut und dann geklopft wird, so wie Kasperle einklopft auf das Krokodil.

Der Deutsche nach '45 hatte nie das Gefühl, wirklich drin zu sein, schon früher gab es bekanntlich Schwierigkeiten mit diesem In-Gefühl, über Jahrhunderte hinweg existierten so viele kleine Staaten und Städtchen, dass man nie wissen konnte, worin man gerade war und wo ein Draußen begann, und da es so viele waren, überwog bei jedem Drinsein das Draußensein, denn war man in *einem* drin, war man immer zugleich aus 1000 draußen, während man in Österreich, so scheint es, bis heute nicht anders will, als drin zu sein und drin festzusitzen, so dass es nahe liegt, das, was drin ist, als schlecht zu empfinden, eben weil es kein Draußen gibt. Dieses Draußen muss man sich vielmehr *Drin* schaffen, indem man so tut, als wäre man nicht selbst mit drin, also indem man darüber schimpft, was im Text als drin erscheint, worüber man natürlich nur schreiben kann und darf, weil man drin ist, und diese Paradoxie macht das ganze Leid und auch LeidWESSEN der österreichischen Literatur und ihrer Schreibenden aus, und bewegt die Wörter auf eine Art über die Seiten, die wir lesen können, auch verstehen, aber nicht erzeugen.

Sprachliche Identität in der Schweiz

In der Schweiz ist es schwierig mit der Literatur, und es könnte daran liegen, dass die Wörter sich nicht richtig bewegen wollen. Sie wollen das Schweizer Leben beschreiben, das alltägliche Leben, wie es gelebt wird; sie zeigen, dass alles und jedes ist, wie es ist, und eigentlich immer schon so war und fest auf den Schweizer Bergfelsen und dem Geld als Geldfelsen ruht, was sicher ist, denn es hat sich das ganze Jahrhundert lang und länger nicht stören lassen in seinem schweizerischen Gelebtsein mit Luxemburgerli und Lindt, Bank, Berg und See, und dabei ist es in eine kleine Kapsel geraten. Zum einen in eine Sprachkapsel, nämlich Hochdeutsch; dort bewegen sich Wörter nicht, weil sie nur nach außen etwas beschreiben vom alltäglichen Schweizer Leben, das alltäglich in Schwyzerdütsch gelebt wird. Die Kapsel ist doppelt klein, denn von innen steckt Schwyzerdütsch darin und von außen drängen die anderen Landesteile mit ihren Hochsprachen Französisch und Italienisch an, und natürlich das Englische. So wird es für die hochdeutschen Wörter auf der Haut der Kapsel schwierig, ja immer unmöglicher, sich zu bewegen. Man sieht es vor allem in der Poesie, denn dort kommt es auf die innere Bewegung der Wörter an, und deswegen gibt es schon lange keinen überragenden Dichter mehr aus der Schweiz.

Bewegungskonsequenzen: Einheit als Fiktion

Da „Druck“ und „Bewegung“ uns erlauben, spezifische Unterschiede innerhalb der deutschen Literatursprachen zu erkennen, möchte ich sie weiterverwenden, um das Wort „einen“ oder „einigen“ zu untersuchen. „Einen“ ist, allein schon wortlogisch – also in unserer deutsch-Wortlogik – ein mehrfach doppelpoliger Vorgang: es setzt mindestens

zwei Seiten voraus, die, getrennt, zusammenkommen. Und es meint einen Prozess, der nie fertig gestellt, sondern stets vollzogen wird. Insofern liegt eine der Seiten von „einen“ in der Vergangenheit, die andere in der Zukunft. Wie bei einer Schleife – das „Jetzt“ ist der Knoten, wo sie geschnürt wird, jener Augenblick, in dem wir stehen.

Was also bedeutet es, uns oder etwas zu einen? Hat es mit einigen zu tun? Und wenn ja: eint oder einigt es uns dann mit etwas in uns? Wo also, so der nächste Schritt, liegt die Teilung, die jede Einigung oder Einung voraussetzt? Und welche Form hat sie: Spalte, Riss, eine Explosion und tausend Stückchen davon?

Funktionswandel der deutschen Sprache nach 1989

Schauen wir auf Sprache als etwas, das uns möglicherweise eint, ist der vorausgesetzten Zweipoligkeit wegen erneut Bewegung entscheidend. Eben sie verändert sich seit einigen Jahren: auf Grund der Situation nach 1989, aufgrund des Sterbens der letzten Beteiligten am Zweiten Weltkrieg, auf Grund europäischer und globalisierender Prozesse, und nicht zuletzt auf Grund unserer umfassenden medialen Verschaltungen. Drei Faktoren wirken besonders stark darauf, wie wir uns in und mithilfe unserer Sprache bewegen: unsere politischen Rollen, unser Geld und das Englische, das auf unsere Sprache drückt.

Dass es das tut, ist keineswegs schlecht, denn es setzt Wörter und damit auch uns neu in Gang. Das Englische seinerseits besteht aus Wörtern und Strukturen, die geblieben sind: sie wurden von Engländern und Franzosen gebaut, von Amerikanern übernommen und der Bewegung des amerikanischen Lebens angepasst, und sie werden heute insbesondere in den ehemaligen britischen Kolonien radikal umgewälzt; man denke beispielsweise an Malaysia

oder Indien, wo das Englische andere Klangmuster erhält, neue Wörter und grammatische Strukturen. Hier entstehen englisch-deviante Regionalsprachen, die mehr sind als Dialekte, größer und mächtiger, sozial umfassender zudem, und all dies verändert auf Grund von medialer Ubiquität und Simultaneität auch unser Sprechen, auch uns.

Deutsch als „Fernsehsprache“

Zurück also zur deutschen Sprache, wie sie in Deutschland gesprochen wird. Allerdings gibt es diese EINE Sprache nicht, sie ist Fiktion, und wir wissen, dass sie Fiktion ist – eben als die Fiktion, dass wir uns alle in ihr verständigen können, brauchen wir sie. Vor drei Jahren hatten mein Mann und ich eine Autopanne in der Nähe von Nürnberg, und der Mechaniker sprach mit mir, und seine Sprache war Hochsprache und immer deutsch, jedenfalls für mich; erst danach begriff ich, warum mein Mann finster schaute. Es ging schließlich um Autos, da schaute er sonst immer freundlich, aber diesmal hatte er nichts verstanden, und zwar nicht von den technischen Dingen, von denen ich nichts verstand, sondern er, mein Mann, der nicht wie ich aus München kommt, sondern aus Hamburg, hatte in seiner Muttersprache nichts verstanden, Herrgott noch mal.

Also halten wir die Fiktion der Einheit/Einung/Einigung am Leben und das Fernsehen und www helfen dabei. Ein Stück weit einigen sie uns tatsächlich, übrigens sogar mit der Schweiz, denn der fünfjährige Sohn einer Freundin begriff perfekt, was ich zu ihm sagte, nur ich verstand ihn nicht, sein Kinder-Schwyzerdütsch war nun wirklich zuviel, und er war der festen Meinung, dass kein hochdeutsches Wort seine Lippen je passieren könne; vielleicht dachte er überhaupt, das kein Mensch dieses Hochdeutsch je außerhalb des Fernsehkastens zu sprechen vermöge.

Als Fernsehsprache möchte das Deutsche mir übrigens gefallen, wenn es so wäre, dass man damit in die Ferne sehen und zudem erkennen könnte, wie man sich mit Sprache Bilder macht. Eben darum geht es bei der Frage nach Fiktion und Einheit; hier kommt erneut die Grenze zwischen Innen und Außen ins Spiel. Wenn wir uns fragen, was uns eint, stellen wir diese Frage in einer paradoxen Situation: Das „uns“ der Frage schließt uns ein, wir fragen also im geeinten System danach, was zusammenhält. Doch wer in einem Innen schaut, ist für dieses Innen zumindest partiell blind. So blicken wir von einem Innen auf uns, als wären wir draußen, als wären wir die anderen oder doch fast so gut wie diese anderen, und so lesen wir auch ihre Literatur, englische, amerikanische, als wäre sie die unsere, was tatsächlich merkwürdig ist und unmittelbar mit unserer Gewöhnung daran zusammenhängt, dass unser Inneres so gesagt wird, wie es von außen gehört werden soll. So schauen wir mit den Spiegeln dieser Sprache, die eigentlich englisch ist, aber für uns übersetzt wurde, in ein deutschenglisch, ein nicht original Geschriebenes, sondern nacherfundenes Deutsch. Auf diese Weise schauen wir dann in unserer Außen-Innensprache von außen auf uns selbst, und sehen: ein Loch? Sehen Fragezeichen?

Kein Wunder.

Wir sehen Splitter. DANN fragen wir uns, was uns eint, und dazu dreht sich uns der Kopf.

Wirklich sagen, was uns eint, können wir nicht.

Englisch als „Fremd-Innensprache“

Folgen wir aber der Frage, welche Rolle Sprache in Bezug auf Einheit für uns spielen könnte, erscheint eine weitere Komplikation. Der unterschiedlichen Sprachkompetenz eines jeden in seiner Muttersprache wird längst ein zweiter

Unterschied beige schaltet, die Kompetenz in einer Fremdsprache, die Englisch doch ist, wenn auch sozusagen als Fremd-Innensprache. Überhaupt sind Muttersprache und Fremdsprache wohl irreführende Begriffe, vielleicht sollten wir von Fernsehsprache oder Netzsprache oder Mediensprache, Berufssprache, Popsprache und Wissenschaftssprache reden, und das alles wäre Englisch, und Deutsch wäre nur mehr die Sprache „für den Rest“.

In diesem Rest bildet „Wer wir sind, sprechen wir deutsch“ einen grammatisch-agrammatischen Satz, den Kollaps zweier Strukturen oder die Kurve einer Verkürzung, wie die englische Sprache sie ihrerseits oft anzubieten scheint. Er bedeutet, in einer Lesart: „wer wir sind, wenn wir deutsch sprechen“. In der anderen: „wer wir sind, das sagen wir auf Deutsch.“ Das gilt noch – und beschreibt einen Regellauf: denn unser „uns“ bestimmt sich über dieses Sagen. So sagt der Satz aber auch, dass unsere Identität sich mit unserer Sprache, besser: mit der Schachtelung von Sprachen verändern wird, die wir gleichzeitig verwenden, etwa in unterschiedlichen Segmenten des Alltags. Das war immer so, es gehört zu Menschen und ihren Sprachen, zur Verwachsenheit von Körpern und Lauten, von Identitäten und Grammatiken, Metaphern und Netzen, die eben diese über die Welt werfen, damit sie uns leuchtet, heimleuchtet, einleuchtet auch. So steht hier keine Klage über Veränderung, etwa über „lol“-lallende Jugendliche, die im Wesentlichen „2“er, Klammern und Akronyme tippen, sondern eine Beschreibung, ein Austasten dessen, was bei Wittgenstein „Lebensform“ heißt; so steht hier eine Spannung. Wie es weitergehen wird – wer weiß es; derzeit übernehmen wir englische Vokabeln, erfinden pseudoenglische wie Handy, adaptieren Grammatik und Ausdrücke, die Fehler waren, noch IN 1995, noch 1995.

Es ist nun aber etwas anderes, ob Wörter sich aus sich heraus bewegen, etwa weil hier Menschen leben, die tür-

kisch sprechen und deutsche Wörter durch ihr Sprechen und Verwenden anders einfärben, oder ob diese Wörter von Außen geschoben werden, weil eine Werbeagentur sagt, das heißt jetzt Infospot, oder weil Geld nur in eine Richtung fließt. Wird das Deutsche eine Sprache werden, die von Geld bestimmt ist, von Richtungen des Geldes, so dass Wissenschaft, Wirtschaft, Rüstung, Politik zunehmend englisch sprechen, und es dort zur Kreuzung zweier Sprachkompetenzen kommt, die sich addieren können, aber auch aufheben? Oder wird Sprache, von innen bestimmt, sich aus eigenen Bewegungen und konkretem Leben verändern dürfen? Das eine wird uns weiter voneinander trennen. Doch wird das andere uns einen? Kann man das sagen? Vielleicht kann man es sich wenigstens vorstellen, weil Einheit hier heißt, dass man einer Eigenbewegung folgt, die den blinden inneren Fleck endlich zu sehen beginnt, und eben darauf-*hin* eigenes Sprechen wieder übt. Der blinde Fleck hieß lange Krieg, aber nun heißt er vor allem Nachkrieg, und er heißt „deutsch“. Und er meint, was es heißen mag, deutsch nicht nur zu sprechen, denn das ist die leichtere Übung, sondern es SPRECHEND auch zu sein.

Fazit

Wer wir sind, sprechen wir deutsch, ist bestimmt von unserer Sprache, die wir deutsch nennen, auch wenn sie weder *ein* Deutsch noch *nur* deutsch ist. Sie allerdings eint uns nicht, sondern *macht* uns: sie ist, worin wir uns erscheinen und die Frage nach Einung überhaupt stellen können – in ihr erst kommen wir uns als uns vor. Die Katze der Frage „was uns eint“ beißt sich hier in ihren eigenen Schwanz. Wir schauen aus einem System heraus, tun aber so, als könnten wir es von außen sehen – schielen also, wenn wir versuchen, die Frage zu beantworten.

Wer wir als Kollektiv sind, wird in besonderem Maß bestimmt von unserer Geschichte. Ihren Impulsen, Verboten, Traumata und Erlaubnissen folgt nicht primär der Inhalt unserer (literarischen) Texte, sondern die Art und Weise, wie wir Wörter bewegen. Darin zeigt sich, wo unsere Stärken liegen, wo unsere Schwächen, wo wir empfindlich sind, was sich verändert.

Einung ist ein Prozess, der ständig zerbricht, sie wird nie erreicht, sondern splittet sich auf: während das eine zusammenkommt, trennt sich anderes – ein Feld sich ständig verändernder Risse und Einheiten, ein heterogenes, geschichtetes Eis. Darunter liegt nicht der bessere Boden der endlich erreichten Einheit, sondern Wasser, darunter schwämme uns alles davon. So benutzen wir unsere Sprachen, um u. a. Fiktionen von Einheit zu konstruieren, die wir brauchen, um uns selbst zu verstehen, insbesondere in einer bewegten, aus den ineinander übergehenden Schachteln ‚real‘, ‚virtuell‘, ‚imaginär‘ und ‚irreal‘ gebauter Welt.

Wir stehen an einer Bruchstelle: dem Krieg folgte der Nachkrieg, er hörte gar nicht mehr auf, doch nun geht er langsam zu Ende. Wenn wir von Einheit sprechen, erscheinen in der spezifisch deutschen Konstellation an eben dieser Stelle schwierige Wörter wie ‚Kollektiv‘, ‚Heimat‘, ‚Nation‘ oder ‚Volk‘. Wenn wir uns einen wollen – und darunter verstehe ich: wenn wir in unserer Diversifizität (ja, dies ist kein Duden-Wort!) zueinander gehören wollen, wissend, wo und wem in einer globalisierten, EU-verfassten, nach Geldstärke vereinheitlichenden Welt wir zugehören wollen, ohne in Einheitsbrei unterzugehen –, dann lohnt eine Diskussion dieser Begriffe.

Dabei hilft Literatur. Das Leitschielen auf amerikanische Literatur wird allmählich, auch im Feuilleton, abgelöst. Noch aber sind wir nicht dort, wo wir sein könnten: im freien Blick auf uns selbst, wie wir uns erscheinen im Spiegel unserer Literatur und damit der deutschen, dehn-

baren, missbrauchbaren, facettenreichen Sprache, die, da weder besser noch schlechter als andere Sprachen, weder weniger schön oder singbar als diese, es wie diese verdient, gepflegt zu werden und wahrgenommen zu sein, auch wenn, nein: gerade weil uns aus ihr unser Selbstbild mit seinen historischen Schichtungen und seinen Träumen über die Zukunft entgegenkommt.

Das Fazit des Fazits

ist ein Paradox:

1. Sprache ist völlig ungeeignet, jemanden mit jemandem zu einen.

2. Nichts ist mehr als Sprache geeignet zu einen.

Mit Sprache lernt man nicht einfach Sprechen, sondern Sehen; man lernt die Einteilung der Welt und Handlungen wie Zählen, Begrüßen, Versprechen, die Menschen erfunden haben, um sich in dieser Welt zu bewegen. Metaphern sind keineswegs nur Bilder-Zierrat, der in die Dichtung gehört. Sie bestimmen vielmehr, wie wir uns selbst verstehen, etwa unsere Lebenszeit einteilen oder Werte setzen. „Zeit ist Geld“ ist solch eine Metapher. Oder betrachten wir unsere Redeweisen in Bezug auf verbale Uneinigkeiten, in unserem Kontext besonders interessant: *Diskutanten treten gegeneinander an. Der eine zerlegt das Argument des anderen. Es werden Argumentationslinien, Beweisketten gebaut. Der Opponent wird fertig gemacht, schwachmattgesetzt oder auf die eigene Seite gezogen. Kommt es schlimm, kann man ihm auch den Todesstoß geben.* So spannt unser Sprechen über verbale Auseinandersetzungen, im Deutschen übrigens wie im Englischen, aber gewiss nicht in allen Sprachen der Welt, ein Netz, das verbalen Streit mit Handgreiflichem, Diskussion mit Kampf gleichsetzt. Derartige Grundmatrizen sind uns meist nicht

bewusst, in ihnen aber greift Sprache direkt auf unsere Lebensverankerung zu. Ein Streit ließe sich auch als Tanz verstehen – etwas gemeinsam zu Erstellendes; Einheit und Einigung erschienen dann weniger als Ergebnis eines Kampfes, wie unsere Metaphern suggerieren, sondern vielleicht als Dehnungsübung. Oder, noch besser: als Musik. Während weiter getanzt wird.

Ich komme abschließend darauf zu sprechen, weil es fruchtbar ist, sich der sprachlich bedingten Bilder im Kopf, die dem Muttersprachler gern als „natürlich“ erscheinen, bewusst zu werden und über sie nachzudenken. So mag man ‚einen‘ einmal wenigstens probeweise weder als Schlichtung noch Beilegung, und allemal nicht als Nachspiel oder Kompromiss denken, sondern vielleicht wirklich als konstante Dehnungsübung, eine Übung zu atmen und sich gemeinsam zu bewegen.

Wie die deutsche Sprache uns eint:

Das Ergebnis meiner Ausführungen aber ist ganz einfach. Zumindest wenn wir, zum Abschluss, unsere Sprache befragen, die uns, wie sollte sie anders, ein echt deutsches Ergebnis anbietet. Die Frage „was uns eint“ bedient sich schließlich einer dem Deutschen eigentümlichen, so nicht ins Englische oder Französische übertragbaren Grammatikstruktur. Impliziert ist das berühmte deutsche „es“, jenes apersonale Agens, das uns erlaubt „es regnet“ zu sagen. So erscheint in der Frage „was uns eint“ der Wunsch „es eint uns etwas“.

Wie praktisch das wäre.

Doch hier steht ein klares Nein. Nichts eint uns – wir müssen es selbst tun.